

(Nachdruck verboten.)

84) Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Gyan.

Georg lächelte ein bißchen verlegen, diese Denkweise, deren Logik er wohl erkannte, war ihm noch zu neu.

„Na, wie gehts ihr denn, die Emma?“ sagte der Grüne nun wieder, „macht se sich denn schon 'n bißken?“

Georg zuckte unbehaglich die Achseln. Er war seit vier Tagen nicht mehr draußen gewesen im Krankenhaus; nicht weil es ihm an Interesse mangelte, sondern aus der Unschlüssigkeit, der Latenzlosigkeit des Darbenden heraus, der sich schämt, einem anderen, der noch schwerer leidet, mit seiner Not zu quälen.

„Na denn wird et woll am Ende janich wieder mit ihr werden? Det sollte ma aber wirklich leid dun! Sonne kräftige jesunde Person! Wie kam denn det eijentlich? ach so ja, Fliegenfuß hat ma schon jesagt: ne Fehljeburt . . . hat woll wat gemacht, wah . . .“

„Ne, id hatte ihr jestoßen, aus Versehen! . . .“

Georg war glühend rot geworden. Die beiden anderen Zuhälter, die an jenem Abend ja auch im Varieté gewesen waren, und wohl wußten, wie sich alles zutragen hatte, sahen sich einen Augenblick an und blickten dann gleichgültig vor sich hin. Aber Georg hatte ihre rasche Verständigung wohl bemerkt und Scham und Born machten ihn ganz unsicher, wie er sagte:

„Na ja, unsaena, wenn der mal wat in de Krone hat un se kommt ein in Weg! . . . Absichtlich hab id't doch nich getan! Un id würde Gott wees wat drum jeben, wenn id se wieder jesund machen könnte! . . . Denn die, die war so jut zu mir, wie keen anderer! . . .“

Er hatte den runden Marmortisch mit den Händen gefaßt, der unter des Mannes tiefinnerster Bewegung zitterte. Dann sagte Georg:

„E' is ooch besser, id jehe wieder! Id passe nich unter Menschen . . . vielleicht wenn se wiederkommt! . . . sonst . . . na, schließlich een Ausweg findt ja jeder!“

Er wollte aufstehen und fort, aber der grüne Heinrich faßte ihn fest beim Arm.

„Du machst een ja ordentlich jraulich, Mensch! . . . Aber die trieben Gedanken, die laß man fahren, davor biste noch vilke zu jung! . . . die laß man fahren. Hier steck da 'n anständje Zigarre an und denn trinkste en Konjadt! . . . pft, Du, Theol bring uns mal ne Lage Konjaden, aber jleich na doppelte, damits Zerenne nich immer is! — So, nu weßte, wat wa nu machen. Nun bleib'n wa erst hibsch noch 'n bißken sitzen und schmettern ne Schale Schusterpunsch und denn machen wa uns beede uff und pilgern raus nach'n Friedrichshain zu Emmaten! . . . Wat meenste, wat die vor Dogen machen wird! Is na ne olle jute Veerel! Id habe mir nie ieber ihr zu beklagen jehatt! Natierlich hat sie bei mir manchmal ooch 'n Dings gekriegelt! Det ist nich anders! Det jehert zu! Und dat det mal schif abloft, jrade wo se in andre Umstände war, na davor kann man nich!“

Der Kellner brachte die acht Gläser Kognak und den schon vorher bestellten Kaffee und der grüne Heinrich zahlte mit splendidem Trinkgeld.

„Det muß erst alle wern!“ lachte er, „wat 'n anständjer Zannef is, der hält nischit von die B-Minzel!“

„S is nemlich sein Arbeiterverdienst aus de Lehrter Straße,“ sagte Fliegenfuß, „wo er die letzten drei Jahre Stühle jeslochten hat!“

„Ree, zuleht wa id bei de Tischler,“ korrigierte ihn der Grüne „id sage Eich, id hau 'ne Kommode zusammen, det es man sonne Art hat!“

„Ja un det nachher keen Kasten mehr heile von is!“ lachte Fliegenfuß, ihn absichtlich mißverstehend.

Als der Kaffee getrunken war, drängte der Grüne selbst zum Fortgehen. Hatte ihn auch die Sehnsucht nach der ehemaligen Liebsten so gepackt oder trieben ihn andere Absichten aus der „Anutigen Sieben“ hinaus auf die Straße?

Georg dachte nur an das arme Mädchen, das die Mutter seines Kindes und sein Weib hatte werden sollen und das ihm jetzt so not war wie nie vorher.

Der grüne Heinrich tat alles, um ihn von dem Hinsieren auf diese traurigen Dinge abzulenken. Doch all seine Erzählungen aus dem Leben im Zuchthaus, denen Georg sonst mit dem größten Interesse gelauscht, die er verglichen und ausgetauscht hätte mit seinen eigenen Schicksalen im Gefängnis, des Grünen noch so farbene und übertriebene Schilderungen konnten heute keine Teilnahme bei Georg erwecken . . . So ging der Verbrecher, der gut beobachtete, ohne Weile schweigend neben Georg her und dachte nach . . . Er wollte den da haben, für sich und seine dunklen Pläne! Sein schwacher Instinkt witterte in dem starken, jungen Menschen einen Komplizen, wie er ihn brauchte. Und ohne vorläufig etwas von seinen Absichten preiszugeben, suchte und grübelte er, wie er den Versprochenen, dessen harte Schweigsamkeit ihn am meisten imponierte, beizukommen sei.

„Is doch eintlich merkwürdig,“ fing er nach einer Weile an, als hätte er so lange über das Problem nachgedacht, „daß jrade die stärksten und brauchbarsten Menschen in de Welt rumloosen, ohne Arbeet und ohne Geld! . . . Id wees nich, Du bist doch nu eener, der Baime austreiben konnte, un hast doch nischit! Und 's nimmt Dir och keener! Kannst machen, wat de willst! . . . Denn daß Du Dir alle Mühe gibbst, daß de von frih bis spät rumloosst, un wat zu kriegen, det wees id! Det seh id Dir an de Neese an! Aber Du kriecht nischit! Dir will keener un warum? . . . Fliegenfuß hat ma schon davon jeslistert, Du hast och Dein Knast wech, wie wir alle!“

„Ja un unjerecht!“ schrie Georg laut auf, ohne Rücksicht auf die Passanten in der belebten Straße, „absolut unjerecht!“

„Gott ja!“ sagte der andere mit gutmütigem Spott, „natürlich unjerecht . . . unjerecht is allens! Wat heest überhaupt unjerecht? . . . Der eene hat was und der andere hat nischit. Un wer nischit hat, na der nimmt sich eben wat! Un wen er dabei jekappt wird, denn faust er rin und jehet hoch, is dat etwa jerecht? Det is Quatsch, sage id Dir! Wenn id so schlau bin, det id en andern wat wechnehme un er merkt et nich, oda id bin stärka wie er, na, davor kann id doch nischit! Daß 'n doch besser uffpassen . . . Is doch seine Sache und nichit meine! . . .“

„Rein, nein!“ beharrte Georg mit einem ärgerlichen Kopfschütteln, „dabon is ja ja keene Medel! Id bin zu Unrecht rinjekommen! Denn id habe nischit gemacht! Nich so viel!“ Und nun erzählte der ehemalige Knopfsdrücker dem Aufstehenden an seiner Seite jene fast lächerliche Geschichte von der Talmiuh, die aber doch sein Leben zerstört und ihn für immer aus der Bahn geworfen hatte.

Der Grüne ging mit schlendernden Armen, den dicken Kopf leicht geneigt, neben dem eifrig Redenden her. Und die Maske eines verwunderten Interesses verbarg seine Freude, daß er nun endlich heraus hatte, an welcher Stelle Georg anzufassen sei und wie er ihn am besten in das Netz seiner verbrecherischen Pläne verstricken könnte.

„Da is 't Dir ja ebenso jejang' wie mir!“ sagte er schließlich und erzählte, im Handumdrehen ersinnend, eine Räubergeschichte, in der er selbst als reiner Unschuldengel zum erstenmal seiner Freiheit beraubt wurde.

„Wie alt warste denn da?“ fragte Georg.

„Bierzehn,“ sagte der Grüne etwas unvorsichtig, merkte aber sofort, daß Georg diesen allzu frühen Konflikt mit dem Strafgesetzbuch stutzig machte.

„Seh mal,“ sagte der ehemalige Förster, und jetzt sprach er die Wahrheit, „wenn eener, wie ich, als unehelichet Kind bei fremde Leute for fuffzehn Mark uffgezogen wird und kriecht nischit als Keile, denn is doch ooch keen Wunda, wenn man sich dajegen embeert, wenn man jroß wird, un zahlt se det heim, wat se een jesündicht ham! Id bin 'n janz juter Mensch, aber id will auch meine Poächtjohm ham aus den jroßen Lopp, wo de Reichen draninken und dun nischit un machen siebenmal in de Woche Fettlebe! Id bin nich etwa vor die alljemeine Leilung, id Rott bewahre! Daß jeder sehn wie er fertig wird! Aber det Nequaß von Sünde un Verbrechen. Wenn id heute Fabrikbesitzer bin, denn schind

*) Das im Zuchthaus verdiente Geld.

ist meine Arbeiter un saug' se det Mark aus de Knochen! Un wenn id Heinrich Stadelmann bin, dann schind id 'n Fabrikbesitzer, wenn id 'n unter de Finger kriese, un zwar janich, wiet Mode is! Is det etwa unjerecht? Nee im Zeienteil, det is ne aussleichende Zerechtigkeit, is det! Weiter janisch! Bloß natierlich wenn se unsoenen bei'n Masch kriegen, denn is man Duffel! Un so eener, der Frauen un fleene Kinder machulle macht, durch die merderische Akfordarbeit un auch seine Hungerlehne, der vadient Millionen un heest Kommerzientrat un kriegt monatlich noch 'n Orden, vor Vadientse um 'n Staat — det is Zerechtigkeit!!"

(Fortsetzung folgt.)

Neue vorgeschichtliche funde aus Südwestfrankreich.

Von Dr. L. Reinhardt.

Das an Relikten (Ueberresten) aus der ältesten für uns nachweisbaren Menschheitsgeschichte so einzig reiche Gebiet der Dordogne (Südfrankreich) hat uns wiederum einige hochwichtige Dokumente des Eiszeitmenschen geschenkt, die es verdienen, in weiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden. Der wichtigste ist ein neuer Skelettfund, der vom rührigen Schweizer Archäologen O. Hauser gemacht wurde, und zwar aus einer weit jüngeren Zeit als sein vorjähriger, aus der dem Ende der vorletzten Zwischenzeit angehörenden Acheulenseit*) stammender jugendlicher Homo Mousteriensis, d. h. Mensch von Le Moustier. Sein neuer Skelettfund gehört der zwischen der Moustérien- und der Solutrénzeit gelegenen Aurignacienperiode an, die der Mitte der letzten Zwischenzeit entspricht. In ihr war an Stelle der ausgedehnten Tundren oder Moossteppen mit einer fäuleliebenden Tierwelt, wie sie für das Moustérien kennzeichnend ist, ein wärmeres Klima mit Grassteppen und weiten Wüstenstrecken dazwischen getreten. Damals wurde der die fruchtbarsten Gegenden Mitteleuropas bedingende Löfz abgelagert, in dem wir die unter freiem Himmel gelegenen Lagerplätze des „Löhmenschen“ finden. Sie sind von laltreichem Flugsand überweht und uns so erhalten. Er jagte damals hauptsächlich das in kleinen Rudeln unter Führung eines Leitthgastes die Steppengebiete durchziehende gedrungene, dertknochige Wildpferd und den in größeren Herden stehenden und zur Tränke ziehenden Wüffel, deren Knochen wir vorzugsweise im Speisewegwurf seiner einmigen Lagerstätten finden zusammen mit vereinzelt Knochen des Löwen, des Höhlenbären, von Wolf, Fuchshyäne, Riesenbirch, aber auch Renniter, Mammut und wolhaarigem Nashorn, die sich immer noch im Lande herumtrieben.

Seine mit großem Geschick aus Feuerstein zugeschlagenen Werkzeuge und Waffen — die aus Holz sind begreiftlicherweise nicht auf uns gekommen — sind durch eine ausgiebige Bearbeitung der Ränder durch zuerst gröbere und dann feinere Abschläge gekennzeichnet, wie sie zu keiner anderen diluvialen Zeit gebräuchlich waren. Außer Messern, Schwabern, Priemen und Wurfspeerspitzen sind für diese Menschheitsperiode besonders nullous(knollen)artig hohe Rundschaber, kleine Kielträger und kräftige Stichelinstrumente charakteristisch. Sie finden sich in typischer Form in allen Aurignacienstationen, die gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Prähistoriker in ganz besonderem Maße auf sich ziehen. Als Spitze für den kurzen Wurfspeer diente die nur damals hergestellte pointe à cran (Spitze mit Kerbe), die einen einseitigen Ausschnitt am Hals zur leichteren Befestigung an den Schaft aufwies. Erst in der darauf folgenden Solutrénzeit ist dann die schöngesformte Lorbeerblattspitze aufgekomen, während in Moustérien die kunstloiere, einfache Feuersteinspitze den Wurfspeer krönte.

Zum ersten Male in der uns bekanten Menschheitsgeschichte ist hier neben dem Steine auch der Knochen in ausgedehntem Maße als Werkzeugmaterial in Verwendung gezogen. Es ist ganz erstaunlich, mit welchem Geschick die Löhmenschen des Aurignacien aus den Knochen der von ihnen erlegten Beutetieren die zierlichsten Werkzeuge schnitzten, wie sie erst wieder im Magdalénien der frühen Nachzeit, in allerdings größerer Formensülle, angefertigt wurden. Der Reichenichlag, der eine solch auffallende Handfertigkeit und technische Geschicklichkeit aufwies, muß damals etwas Neues für den Kontinent Europa bedeutet haben. Diese von vornherein aus den Fundergebnissen zu ziehenden Schlüsse sind durch den neuesten Fund von O. Hauser auf das schlagendste bewiesen worden. Die Träger dieser neuartigen Aurignacienkultur waren vom älteren Neandertalmenschen abweichende zweifellos von Osten her aus Asien eingewanderte Menschen, die einen neuen fortschrittlicheren Typus repräsentierten. Der erste, in zeitlich genau zu bestimmender Schicht aufgefundene, in einem

*) Die verschiedenen Perioden des Steinzeitalters werden nach den Fundorten der für sie charakteristischen Steingeräte, Waffen usw. bezeichnet. Da die meisten dieser Fundorte in Frankreich gelegen sind, haben sich diese französischen Bezeichnungen allgemein eingebürgert.

tabellos erhaltenen ganzen Skelett vertretene Aurignacienmensch wurde am 12. September 1909 durch Prof. S. Klaatsch aus Breslau und O. Hauser auf dem Berge von Combe Capelle unweit des Städtchens Montferrand, etwa 40 Kilometer südlich von Le Moustier im Vézèrethal, das den berühmten Acheulensjäger lieferte, ausgehoben. Dort fanden sich unter einem vorpringenden Felsen, wie sie für die paläolithischen Fundstellen der Dordogne charakteristisch sind, vier verschiedene, durch sterile Zwischenschichten von 30 bis 50 Zentimeter Dicke getrennte Kulturschichten von ebenfalls 30—50 Zentimeter Mächtigkeit. Die unterste Schicht, die das Skelett barg, gehört nach den in ihr eingeschlossenen Kulturresten dem Aurignacien inférieure an, in dem das Feuersteingerät im allgemeinen auf einer ziemlich tiefen Stufe steht und noch wenig differenziert ist, sich auch nur wenig von der ihr unmittelbar vorausgehenden Periode, dem Moustérien supérieure unterscheidet, wie wir sie an der Klafischen, von Sartet und Christy in den 60er Jahren zuerst gebobenen Fundstelle der oberen Grotte von Le Moustier finden. Die bei weitem meisten Stücke, denen man begegnet, sind einfache Feuersteinmesser mit ziemlich groben Randretouchen; dagegen erscheinen selten feinere Messer und Bohrer oder sorgfältiger bearbeitete Krayer mit den feinretouchierten charakteristischen Bögen. Erst in der darüber liegenden zweiten Schicht von unten, dem mittleren Aurignacien, wird das Feuersteingerät mannigfaltiger und die Bearbeitung eine feinere. Neue Formen stellen sich ein, wie die pyramidenförmigen grattoirs (Schaber) Tartés und hübsche viereckige Doppelkrayer mit bogenförmigen Schmalkanten und sehr sorgfältig ausgeführten Randretouchen. Noch weiter differenziert ist das Steingerät in der dritten Schicht, dem Aurignacien supérieure, in der uns zum erstenmal die fein retouchierten pointes à cran entgegengetreten neben feinerem Knochengesetz und allerlei Amulettförmig aus Knochen oder Kienngeweih. In der vierten Schicht endlich, die bereits einem reinen Solutrén angehört, erreicht diese Kultur der letzten Zwischenzeit ihre höchste Entwicklung, indem zu den nummehr mit erstaunlicher Kunstfertigkeit gearbeiteten pointes à cran mit zierlichem Hals wundervolle Lorbeerblattspitzen, prächtige Schaber, Bohrer und Stichel hinzutreten. Daß man bestimmte Geräteeypen meist nesterweise beisammen findet, scheint darauf hinzuweisen, daß die Technik der Steinbearbeitung schon eingemagen spezialisiert war und bestimmte Individuen in der Herstellung gewisser Spezialwerkzeuge eine besondere Uebung besaßen, wie überhaupt nicht jedes Mitglied der Horde dieselbe Kunstfertigkeit in der Steinbearbeitung besaß, was ja bei einiger Ueberlegung ganz selbstverständlich ist.

In der untersten, weitaus primitivsten Aurignacien-schicht lag in einer völlig unberührten, breccienartigen, aus zahlreichen Feuersteingeräten und Knochenresten bestehenden, mit Sand und Kall zusammengefestigten Schicht der um den Hals mit einem Kollier von durchbohrten Schneidengehäusen geschmückte Löhmensch aus dem kräftigsten Mannesalter mit tabellos gesundem Gebiß. Der Körper lag, etwas nach rechts gewendet und die Beine ziemlich stark gegen den Leib angezogen, in einer zweifellos künstlich hergestelltem Bodentiefung bestattet mit allerlei Werkzeugen und Knochen als Grabbeigaben. Das einst an letzteren befindliche Fleisch sollte dem zunächst in der Nähe des Leichnams hausend gedachten Geiste als Nahrung dienen. Wenn sich unter den typischen Aurignaciengeräten auch solche des älteren Moustérien befanden, so erklärt sich das einfach dadurch, daß man bei der Anlegung des Grabes zufällig in die alte Kulturschicht gelangte und die darin befindlichen Steinwerkzeuge dabei auführte.

Im Gegensatz zum Neandertalertypus des älteren Paläolithicums (ältere Steinzeit), wie er uns noch im Moustérien entgegentritt, weist der Schädel auf das Vorhandensein einer neuen Rasse in Europa hin, die nicht mehr die niedere, nach unten zu von kräftigen Augenwülsten begrenzte Stirne, sondern eine viel besser gewölbte, schmale Stirne mit nur wenig angedeuteten Augenwülsten aufwies. Die Nasenwurzel ist zwar noch recht breit, doch nicht mehr so breit wie bei jenem, auch war die Nase schmaler gebaut als bei jenem. Der Unterkiefer ist kürzer, der Gelenkfortsatz steiler, das Kinn, wenn auch nicht zurücktretend, so doch noch im rechten Winkel abfallend, statt wie beim heutigen Europäer einen nach vorne gerichteten Fortsatz zu bilden. Die Prognathie (Vorriehen der Kinnladen) ist nur noch schwach angedeutet, die Augenhöhlen sind als altsteinliches Merkmal noch recht groß und das Gesicht noch breit, mit kräftig entwickelten Jochbögen. Im Verhältnis zum Rumpfe sind die Extremitäten länger als beim Neandertaler, insbesondere sind Vorderarm und Unterschenkel gestreckter und erreichen fast dieselbe Länge wie Oberarm und Oberschenkel, alles neue, fortschrittliche Momente.

Diese neue Menschenrasse, die dann später die hochgewachsenen, noch weiter entwickelten Vertreter der Cro Magnonrasse, die Träger der Magdalénienkultur der frühen Nachzeit, hervorgehen ließ, soll nach Klaatsch mit den heutigen Australiern in engerer verwandtschaftlicher Beziehung gestanden haben, was wir dahingestellt sein lassen. Sie brachte die Freude am Schmutz mit nach ihrem neuen Besiedelungsgebiet, scheint die Narbentätowierung ausgeübt zu haben, behing sich zum ersten Male für und nachweisbar mit Muschelschmutz und begann die im Solutrén, und dann besonders im Magdalénien zu so hoher Vollendung gebrachte Höhlenkunst, anfänglich allerdings hilflos genug, auszuüben. Bei meinem Besuch der Dordogne im vergangenen Sommer

war ich mit Herrn Hauser Zeuge, wie unter dem einstigen Felsenstuhlbache von Fongal im Vézèrethal, einige Kilometer flussaufwärts von Le Monstier, das ausschließlich Werkzeugstypen des Aurignacien zutage förderte, in nächster Nähe von alten Herdstellen merkwürdige grabierte Steine gefunden wurden. Auf dem einen, der 2,05 Meter tief in einer starken Kohlenschicht lag, ist sehr undeutlich eine Saigaantilope dargestellt. Auf den beiden anderen unweit davon gefundenen von 1,05 und 0,97 Meter Größe und 120 bezw. 140 Kilogramm Gewicht sind die dargestellten, einander vielfach durchkreuzenden Figuren überhaupt nicht zu enträtseln. Was aber diese beiden letzteren Stücke besonders merkwürdig macht, sind zwei mühsam in den harten Kreidelalkstein gebohrte Durchlochungen, deren Zweck unerfindlich ist, vermutlich aber mit irgendwelchen Zauberkünsten, denen wohl auch die Zeichnungen gedient haben werden, in Zusammenhang stand. Diese Skulpturen sind weit aus die ältesten der Menschheit und können auf ein Alter von etwa 150 000 Jahren geschätzt werden.

Als diese aus Asien eingewanderten Völkern sich nach und nach über Europa verbreiteten, fanden sie die Vertreter der älteren Neandertalrasse vor, die als in der Kultur niedriger stehend, von ihnen verdrängt wurden. Vielfach fanden aber auch Mischungen statt, indem die Aurignacienleute nach der Tötung der Männer angetriebene Weiber der Neandertalrasse zu Frauen nahmen, so daß dieser Typus sich noch längere Zeit neben dem neu eingewanderten erhielt, wie verschiedene Funde beweisen. Schon vor diesem neuesten Funde von Combe Capelle sind in Aurignacienhöhlen verschiedene nicht mit der Neandertalrasse in Einklang zu bringende Skelettreste gefunden worden, so im unteren Aurignacien von Engis in Belgien, dann im mittleren Aurignacien von Cro Magnon bei Les Eyzies in der Dordogne. Auch die zeitlich nicht zu bestimmenden Schädel von Galley Hill in Südengland und von Brüm und Brüg in Währen sind in der Bildung diesem Vertreter der Aurignacienrasse von Combe Capelle sehr nahegehend. Der letztere ist aber nicht nur dadurch bemerkenswert, daß er in genau fixierbarer, völlig unberührter Schicht gefunden wurde, sondern ganz besonders dadurch, daß das ganze Skelett in selten schöner Erhaltung auf uns gekommen ist, was bei der sonstigen Mühsamkeit so alter Knochen geradezu als ein Wunder bezeichnet werden darf. In der Regel sind die Skeletteile so überaus brüchig, daß sie trotz aller Sorgfalt bei der Aufdeckung zu Staub zerfallen. Dies ist leider auch zum größten Teil mit dem Skelett geschehen, das bald nach dieser letzten bedeutenden Entdeckung von Hauser etwa 12 Kilometer westlich von Les Eyzies bei Le Vague durch den Schullehrer Peyreny gefunden wurde. Trotz aller Sorgfalt beim Ausheben und der sofortigen Einbettung des Schädels in eine erhärtende Masse konnte nur ein kleiner Bruchteil des Skeletts für die Wissenschaft gerettet werden. Es wurde dem Fundberichte nach ebenfalls in Aurignacienhöhlen gefunden, doch ist noch nichts über seine Rassenzugehörigkeit publiziert worden. Jene interessante paläolithische Fundstelle, die unter einem wenig hohen Felsen dicht an der nach Périgueux führenden Straße liegt und teilweise von ihr durchschnitten wird, hat mir bei meinem Besuche im vergangenen Sommer in Begleitung des Besitzers Peyreny im Laufe eines Vormittags reiche Beute an Aurignacienwerkzeugen von allerdings etwas roher Technik ergeben. Als ich in jenen, in verschiedenen Horizonten mit Kohlen- und Aschenschichten durchsetzten Aurignacienlagen herumstocherte, hatte ich allerdings keine Ahnung davon, daß so dicht unter der reich mit aufgeschlagenen Knochen besonders des Würfels durchsetzten Arbeitsschicht das wohl ebenfalls hier begrabene Skelett eines Eiszeitjägers liege.

(Die beiden Funde D. Hauers, sowohl der vom Jahre 1908 wie der hier beschriebene sind zurzeit im Berliner Museum für Völkertunde ausgestellt. Die Red.)

(Nachdruck verboten.)

Künstliche Edelsteine.

Von Dr. Ludwig Karel.

Caecilia Vulpia war eine römische Kokotte. Cajus Snaeus, einer ihrer Verehrer, wollte sich ihre Gunst durch einen Diamantschmuck erkaufen. Da sich dieser aber als falsch erwies als ihn die schöne Caecilia auf dem Kassischen Bergjagante belehnen lassen wollte, flog der listige Cajus beim nächsten Besuche zur Tür hinaus.

An dieser Geschichte könnte alles wahr sein, denn es gab schon zu Vulpias und Snaeus Zeiten — falsche Edelsteine. Der alte Seneca erzählt, daß ein gewisser Demotritus Smaragde fast läuschend nachgeahmt habe. Heraklius und Theophilus berichten, daß in Italien zu ihren Zeiten schon Bleiglas zur Herstellung künstlicher Edelsteine verwendet wurde. Im Mittelalter konnte man bei jüdischen Juwelieren billig falschen Schmuck kaufen.

Eine neue Etappe in dieser Imitationskunst bedeutet die Erfindung des Wiener Juweliers Josef Strasser, dem es gegen Ende des 18. Jahrhunderts gelang, einen geeigneten Glasfluß hierfür zu finden, der nach ihm heute noch den Namen „Straß“ oder „Pierre de Straß“ führt. Dieser Straß ist ein Glas, das viel Blei enthält und diesem seine Schwere und sein Lichtbrechungsvermögen verdankt. Sein hoher Glanz macht ihn zur Herstellung

künstlicher Edelsteine geeignet, aber er ist zu weich und kann nicht längere Zeit der Abnutzung widerstehen. Er wird genau so wie gewöhnliches Glas hergestellt, aber die Materialien müssen zu Unterschieden von unserem Fensterglas im reinsten Zustande verwendet werden. Sie müssen ferner mit großer Sorgfalt gemengt und geschmolzen werden. Der Straß muß vollkommen klar und homogen sein, wenn aus ihm ein richtiger falscher Edelstein gemacht werden soll. Am besten macht man ihn aus Bergkristall, weil fast jede andere Quarzart Spuren von Eisen enthält, die das Glas bei der Schmelze färben würden. Auch das kohlensaure Kali und die Nennige müssen chemisch rein sein.

Werden alle erfahrungsmäßigen Kunstgriffe — die Reinheit des Materials, das feine Pulverisieren, das langsame Erkalten des Schmelzflusses (behufs Verhütung von Luftblasenbildung) — angewendet, dann entsteht ein Glas, dessen Farbenspiel mit dem des Diamanten weitestgehend übereinstimmt. Wird das kohlensaure Kali durch das seltene Element Thallium ersetzt, so kann der Glanz den manchen Diamanten sogar übertreffen. Solchen Straß braucht der Steinschneider nur zu spalten, zu polieren und zu schleifen und der falsche Edelstein ist fertig. Mit ihm kann der Cajus von heute die moderne Caecilia betrogen.

Handelt es sich aber um die Herstellung eines farbigen Edelsteines, so muß dieser Straß nochmals pulverisiert und mit dem Farbstoff neuerdings eingeschmolzen werden. Das Gelb im Stein des heiligen Gral, im Topas, macht man mit chloraurem Silber. Der Smaragd, die zu Stein gewordene grüne Meereswoge, erhält den Zufuß von Kupferoxyd. Dem Saphir gleicht das Auge Smetans, es spiegelt in jenem lichten Blau, das der Himmel an sonnigen Sommerjagen zeigt, es ist der Stein der Bräute, denen er Tage ohne Schatten und einen Himmel ohne Wolken verheißt und um diesen ganzen Zauber herzustellen, bedarf es nur einer Mischung von Kobalt- und Kupferoxyd. Dem Weichen entlehnt der Amethyst seine Farbe, der Chemiker dem Kobaltoxyd mit etwas Braunstein. Das feurige Rot des Rubins leihet er sich vom Chlorgold aus. Diese Stoffe haben große färbende Kraft. Ein Teilchen Chlorgold genügt z. B., um 10 000 Teile Straß in Rubin zu verwandeln.

Nur ein gewiegter Kenner vermag solche Imitation von echten Steinen zu unterscheiden, so lange jene frisch sind. Solche falschen Steine nützen sich aber bald ab, werden „blind“, verlieren Farbe und Feuer.

Der Schmuck des Orients, der den Haremsdamen eigenste Stein, ist der Türkis. Er zielt die Stirne der Sultanninnen und seine Farbe, süß und verschwiegen wie der azurblaue Spiegel des Bosphorus, soll sich verdunkeln, wenn sie ihre Herren betrügen. Diese Probe hält natürlich der imitierte Türkis aus durch Zinkoxyd unsichtbar gemachten Straß, der mit Kupferoxyd und Kobalt gefärbt ist, nicht aus. Ähnlich werden Opal und Chalzedon hergestellt.

Neuerdings macht man sogar Imitationen, die nicht nur die äußerlichen Eigenschaften ihrer Vorbilder aufweisen, sondern sogar die charakteristischen Bestandteile der nachgeahmten Steine besitzen, so daß eine oberflächliche chemische Untersuchung den Anschein der Echtheit ergeben kann. So kommen aus Straß hergestellte grüne Steine in den Handel, die nicht nur dem Smaragd äußerlich gleichen, sondern die auch tatsächlich etwas von der dem Smaragd eigentümlichen Verwitterde enthalten. Außer solchen Steinen werden noch „dublierte Steine“ hergestellt, die mit einer feinen Schicht von geschmolzenem Granat überzogen werden, um die den Imitationen eigene Weichheit zu verdecken. Andere „Dubletten“ sind aus einem falschen und einem echten Steine zusammengesetzt. So legt man z. B. unter einen echten Diamanten ein Stück Bergkristall, unter einen Rubin oder Saphir ein Stück Straß. Werden diese als Dubletten billiger verkauft, so wird niemand daran Anstoß nehmen. Ein Betrug ist es jedoch, wenn diese künstlich vergrößerten Steine so teuer wie durchaus echte verkauft werden.

Woran erkennt man nun, daß man es mit einer Imitation zu tun hat?

Das einfachste Mittel ist schon angedeutet worden. Imitationen sind weicher als die echten Steine, darum sind sie auch weniger widerstandsfähig; der Schweiß der Haut, die Seife beim Waschen, ja sogar die Kieselsplittchen im Staub schaden solchen Fälschungen, machen sie wie schon gesagt, „blind“, beeinträchtigen mit der Zeit Glanz und Feuer. Mit einer harten Stahlspitze kann man fast jede Imitation ritzen, aber keinen echten Edelstein. Auf diesem hinterläßt auch ein Aluminiumstift keine silberige Spur wie auf dem Fälschikat. Unter der Lupe zeigt dieses gewisse Unregelmäßigkeiten, die sogenannten „Schlieren“, der echte Stein nicht. Ferner brechen alle edlen Steine — mit Ausnahmen des Diamanten — das Licht doppelt, was die künstlichen Glasflüsse nicht tun.

Die Zeit ist nicht mehr allzu fern, in der man solche Glasflüsse überhaupt nicht mehr machen wird, vielmehr hat die Zauberin Chemie uns von dem Wesen der so heiß begehrten funkelnden und gleißenden Mineralien schon so vieles verraten, daß ihre Herstellung im Laboratorium nur eine Frage der Zeit ist, nämlich die Darstellung von Rubinen, Saphiren, Smaragden, Diamanten usw., selbst mit allen ihren Reizen, ihrem Farbenspiel, ihrem Glanz, ihrer Härte und ihrer Zusammensetzung. Heute schon hat die Fabrication der Schmucksteine, namentlich in Deutschland, einen solchen Aufschwung genommen, daß sie bereits die Edelsteinindustrie

und den Juwelenhandel merklich bedroht, zumal in jenen Ländern, wo große Kapitalien in diesen Luxusgegenständen investiert sind, wie in Frankreich, England und Amerika.

Die auf chemischem Wege hergestellten künstlichen Rubine und Saphire sind den natürlichen vollkommen ähnlich, manche Laboratoriums-Rubine sind sogar schöner als die ausgegrabenen. Sie lassen sich von den letzteren nur durch die mikroskopische Untersuchung, oder durch Röntgenstrahlen unterscheiden. Rubine und Saphire können ihr feuriges Rot und ihr leuchtendes Blau nicht behaupten, wenn sie von Radium bestrahlt werden, die modernen künstlichen Rubine und Saphire behalten hingegen bei Radiumbestrahlung ihre Farben.

Ebelmann und Fremy, zwei Pariser Chemiker, stellten zuerst künstliche Rubine her, indem sie Tonerde und chromsaures Natrium schmolzen und dann kristallisieren ließen. Im großen fabrikmäßig betriebt er der Mitarbeiter Fremys, Verneuil (1890), diese Kunst, indem er hierbei das Knallgasgebläse anwandte. Ihm gelang es, ein Kilogramm Rubin zu erzeugen. Das ist wohl mehr als die Rubinwäschereien Indiens und Ceylons in einem Jahrhundert lieferten, und mehr als das was hundert Juweliere bezahnten könnten, wenn es sich um Steine von Birma, Siam oder Ceylon handeln würde. Sind doch schon für schöne, fünfkaratige Rubine 80 000 M. bezahlt worden! Verneuil konnte sogar Rubine herstellen, die in Saphire übergehen und umgekehrt. Rubin und Saphir sind nämlich beide Abarten eines und desselben Minerals, des Korunds. Wer noch nicht alles verschmigt hat, was er von der Mineralogie hätte lernen sollen, weiß, daß Korund den neunten Härtegrad hat. Nur Diamant ist härter.

Unter den heutigen wissenschaftlichen Edelsteinerzeugern steht Professor Niethke in Berlin in erster Reihe. Nach seinem Verfahren arbeitet die „Deutsche Edelstein-Gesellschaft“ in Jdar. Die schon vorhin genannten Ingredivien (Tonerde und chromsaures Natrium, oder auch Chromoxyd) werden bei der Hitze des elektrischen Flammenbogens geschmolzen, um Rubine zu machen. Für diese und Saphire sind etwa 2000 Grad Hitze erforderlich. Das Blau des Saphirs wird auch hier, so wie bei den alten Straß-Steinen, noch mit Kobalt gemacht.

Schwieriger als Rubine und Saphire ist der Smaragd zu fabricieren. Doch gelang es den beiden französischen Chemikern Haukefeuille und Berch durch Zusammenschmelzen von Verallserde (14 Prozent), Tonerde (19 Prozent) und Kieselerde (67 Prozent) Kriställchen von Smaragd zu erhalten. Dieser Erwerbszweig wäre auch sehr lohnend, da man für einen dreikaratischen reinen Smaragd 3500 M. und für einen ebensolchen sechskaratischen sogar 16 000 M. bezahlt.

Eines der wichtigsten Erfordernisse der modernen Edelsteinindustrie ist die enorme Hitze. Erst seitdem H. Goldschmidt in Essen mittels seines Thermoits Temperaturen von 3000 Grad Celsius lieferte, nahm die Edelsteinfabrikation den großen Aufschwung. Goldschmidt selbst erzeugte ja auch große Stücke reinen Korunds.

Bis heute ist es noch nicht gelungen, den König der Edelsteine, den Diamanten, in größeren Stücken herzustellen. Wandelt man den Spuren der Natur nach, so dürften vulkanische Kräfte den Diamanten hervorbringen, denn man findet ihn unter anderem im vulkanischen Tuff, dem sogenannten „blauen Grund“, in Kimberley und Jagersfontain, ferner auch im zerfetzten Olivinfels und in Meteoriten. Künstliche Diamanten zu erzeugen, ist oft versucht worden, man erzielte aber im besten Falle so winzige Diamantensplitterchen, daß sie für die Praxis gar nicht in Betracht kommen. Zuerst war es Moissan in Paris, dann Friedländer in Berlin und Haglinger in Prag, die solche mikroskopische Brillantchen erzeugten. Zu diesem Zweck ließen sie den Kohlenstoff, aus dem bekanntlich der Diamant besteht, aus kieselreicher Magnesia auskristallisieren. Der Diamant kristallisiert aber lieber in Form von Graphit als in seiner eigenen aus. Graphit ist ja auch eine Form des Kohlenstoffs.

Daß die künstliche Herstellung des Diamanten des Schweizer Chemiker wert ist, dafür sei aus der großen Zahl von Beispielen nur das des „Imperial“, des größten Brillanten auf der Pariser Ausstellung von 1889, angeführt. Er stammte aus der Jagersfontain-Mine und gehörte einem englischen Syndikat. Der Ruf von seiner außerordentlichen Größe und Schönheit (er wog 150 Karat) war bis zum Nizam (indischen Fürsten) von Hyderabad gedrungen. Vor dem „Imperial“ war der größte Diamant der des Maharadscha von Baroda. Ein Armenier, namens Jacobs, setzte dem Nizam von Hyderabad auseinander, daß er, der einen viel größeren Staat als Baroda regiere, auch ein größeres äußeres Emblem seiner Macht zur Schau tragen müsse. Jacobs erhielt auch tatsächlich den Auftrag, den Stein zur Ansicht zu bringen. Das Londoner Syndikat verlangte vorherige Deponierung des vollen Wertes (viereinhalb Millionen Frank) und 50 000 Frank Entschädigung samt Vergütung aller sonstigen Kosten, wenn der Brillant nicht gekauft würde. Es wurde ein Tag bestimmt, bis zu dem der Diamant zurückgestellt werden müsse, anderenfalls er als verkauft anzusehen ist. Der Tag verstrich ohne ein Zeichen seitens des Nizam, weshalb das Syndikat die Summe einstrich. Einige Tage später erschien allerdings ein Vertreter des indischen Fürsten mit dem „Imperial“ in der Tasche, um die 1/2 Millionen Frank zurückzunehmen, allein

das Geschäft war nicht mehr rückgängig zu machen. Es kam sogar zu einer Klage und der Nizam erließ eine Proklamation an seine Völker, in der er ihnen den Vorgang nach seiner Auffassung erzählte, warum er sich veranlaßt sah, von seinem hohen Thron herab in den Gerichtssaal zu treten. Allein auch diese Herablassung nützte ihm bei den europäischen Gerichten nichts. Nachher hat er sich mit dem „Imperial“ und sogar mit dem Armenier Jacobs ausgeöhnt, ob ihm aber nicht der noch um 60 Karat schwerere „Jubilé“, der Clou unter den Juwelen der Pariser Ausstellung von 1900, schlaflose Nächte verursachte, ist nicht bekannt.

Jeden Tag müssen wir gewärtigen, daß dank der Fortschritte auf chemischem Gebiete der künstlich hergestellte Diamant auf dem Markte erscheint, dann können der Nizam von Hyderabad, der Maharadscha von Baroda und noch andere indische und nicht-indische Fürsten, die Epigonen der Caecilia Vulpia und noch viele, viele andere sich um andere Embleme ihrer Macht und der Bewertung ihrer Schönheit umsehen.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Wolfgang Kirchbach in seiner Zeit. Briefwechsel und Essays aus dem Nachlaß herausgegeben von Marie Luise Becker und Karl von Levegow (Georg D. W. Callwey, München 1910). Der namentlich durch seinen viel verbreiteten Roman: „Das Leben auf der Walze“ (1893) auch gerade in Arbeiterkreisen bekannt gewordene Dichter starb 1906 inmitten seines reichsten Schaffens, kurz ehe er das fünfzigste Lebensjahr erreicht hatte. Kirchbach entstammte einer regalen städtischen Familie. Er wurde als Sohn des Historienmalers und Professors Ernst Kirchbach am 18. September 1857 zu London geboren. Dort, sodann in Dresden, Paris, München verbrachte er längere Zeiten seines Lebens und weilt zuletzt in Groß-Lichterfelde. Nach alledem, was er dichter-künstlerisch anstrebte und als Strebender gab, wie er sich kampffroh inmitten des Weltgetriebes stellte und doch wieder einsam blieb — war Kirchbach eine der Genialität des überreich Schaffenden keinesfalls entratende Persönlichkeit. Die unruhvolle Art seines Lebens und seiner Betätigung, der ewige Kampf um alle möglichen Entwicklungsformen der Menschheit, die er erstrebte, die vielen Ziele, die er und seine Freunde zu erreichen trachteten, lassen sein Leben unruhig, vielgestaltig und wechselnd erscheinen, urteilt sehr zutreffend Kirchbachs Witwe, die Schriftstellerin Marie Luise Becker. Rasten und Ausruhen war nicht seine Sache. Er hatte einen scharfen Blick für allen Kasien- und Eliquengeist; und schon der eine Umstand, daß er weder hierfür noch für irgend eine literarische Richtung zu haben war, macht ihn uns als Charakter sympathisch. Er hatte stark Teil an der „Revolution der Literatur“, die in den achtziger Jahren einsetzte, gegen die Epigonen Front machte und die realistische Beobachtung, das Freilicht an Stelle aller Schönfärberei setzte. Er gehörte zu den leidenschaftlichsten und rücksichtslosesten Stürmern und Drängern in der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur, ohne indessen jemals den glatten Realismus anzubieten, der nur die Beobachtung und nicht den Sinn der Dinge als künstlerische Notwendigkeit betrachtete. Hier war die Grenze für sein Verständnis der Jüngsten und Allerjüngsten. Er, der mit Michael Georg Conrad in München die nachmals so berühmte als fanatisch bekämpfte Zeitschrift „Die Gesellschaft“ gründete, in deren ersten Jahrgängen er eine Reihe ausgezeichneter literarästhetischer und philosophischer Beiträge veröffentlichte, war doch nicht mit seinem Namen als Mitherausgeber zu gewinnen, wie aus dem hier erstmalig publizierten Briefwechsel ersichtlich wird. Er wahrte sich seine Unabhängigkeit selbst auf die Gefahr, später als Abtrünniger befehdet zu werden. Aber wer möchte Kirchbach aus der jüngstdeutschen Literaturbewegung missen wollen, missen können? Neben Conrad war er der stärkste Anreger; zweifellos zugleich der wissenschaftlich und philosophisch tiefste und diszipliniertere Denkergeist von allen. Schon aus diesem Grunde ist zu wünschen, daß sein Gedächtnis der Nachwelt nicht verloren gehe. Und noch wünschenswerter erscheint die Neuherausgabe seiner Werke. Das soll nunmehr geschehen. Der hier angezeigte Band bezweckt gemäß seinem Titel „Kirchbach in seiner Zeit“ zu zeigen. Darin wird über des Dichters Leben, über sein Verhältnis zur Musik, zur modernen Literatur, zu Theater, bildender Kunst, Volks-erziehung sowie endlich über seine Weltanschauung reichlicher Aufschluß gegeben. Diesem verbundenen Buche sollen sich Kirchbachs „Gesammelte poetische Werke“ in acht starken Bänden von je 30—40 Bogen Umfang anschließen. Freilich, der Preis von 40 M. brochiert und 48 M. gebunden schließt eine Anschaffung in unbemittelten Volkskreisen aus. Nichtsdestoweniger ist eine Gesamtausgabe dieser Kirchbachschen Schöpfungen, die ein Bild der Entwicklung des Dichters gibt und den inneren Zusammenhang herstellt, aus dem heraus und in dem sie entstanden, eine Pflicht. Von diesem Gesichtspunkt aus soll denn der von verschiedenen Schriftsteller-Persönlichkeiten erlassene Aufruf zur Subskription gern und bereitwillig unterstützt sein.

e. k.